

Kreisen gänzlich fremd ist, es gibt doch wirklich viele Familien — vor allem darf man dazu wohl fast alle Pfarrhäuser rechnen —, wo eine tägliche kurze Hausandacht treu festgehaltne Sitte ist, weil man sich des großen Segens bewußt ist, der für das ganze Familienleben in solcher Übung liegt. * Nun gibt es zwar eine Menge guter Andachtsbücher; aber diese bieten immer nur Betrachtungen über kurze Schriftworte, führen also niemals in den Reichtum der Bibel wirklich recht ein. Andererseits kann auch nicht einfach die gesamte Bibel zur häuslichen Erbauung verwandt werden, weil vieles von ihrem Inhalt dafür wieder nicht geeignet ist. Da bietet nun Richter als Frucht jahrelanger ernster Vorarbeit den ganzen Inhalt der Bibel, soweit er sich zur häuslichen Erbauung unmittelbar eignet, in der Form von täglichen Morgenandachten für zwei Jahre; dem Bibelabschnitte sind stets nur wenige schlichte Gebetsworte angefügt, und die schönsten Verse unsrer evangelischen Kernlieder bilden die Umrahmung für die Andachten. In einem prächtigen Vorwort spricht Richter die Grundsätze aus, nach denen er bei seiner Auswahl verfahren ist, und leitet zum Gebrauch seines Werkes an. Wenn es erfreulich zu sehen ist, wie viel gerade in unsrer Zeit getan wird, um der Gemeinde zu einem geschichtlichen Verständnis der Heiligen Schrift zu helfen, alle diese Arbeit wäre doch schließlich unfruchtbar, wenn darüber die Hauptsache vergessen würde: die Benutzung der Bibel zur Begründung religiöser Überzeugung und sittlicher Gesinnung. Zu solcher Benutzung ist in Richters Bibelwerk eine ganz vorzügliche Anleitung gegeben. Die evangelische Gemeinde wird reichen Segen davon haben, wenn sie das hier gebotne fleißig benutzt. Schön wäre es, wenn der Verlag von dem vornehm ausgestatteten Werke noch einmal eine etwas billigere Volksausgabe veranstalten könnte (von den Liederversen, die sich ja wohl fast alle in jedem Gesangbuche finden, würde dabei die Angabe der Anfangszeilen genügen), um die Arbeit Richters weitesten Kreisen zugänglich zu machen. G. W.



Hermann Wette als westfälischer Dialektdichter

von Ludwig Schröder



n des Dichters großem Roman „Krauskopf“ entzückte den dafür empfänglichen Leser die ausdrucksvolle Benutzung des Dialekts; an einigen Stellen finden sich sogar plattdeutsche Verse eingestreut, und der Dichter weiß das Wesen seiner Westfalen nicht besser zu charakterisieren als durch einen Vergleich mit ihrer Sprache. Gleich im ersten Hauptstück des ersten Bandes stehn die bezeichnenden Worte: „Das Wesen der Westfalen aber ist geblieben bis auf den heutigen Tag zähe und hart, kernig und knorrig wie das Holz ihrer Eichen, voller

Saft und Kraft wie ihre markige Sprache . . ." Und dann folgt das prachtvolle Gedicht „Bur, holl stur!“, bei dessen Klänge mir immer ist, als sähe ich einen bästigen Bauern aus dem Münsterlande oder vom Hellwege kernig, fest und breitbeinig vor mir stehn. Das Gedicht stand schon in der viele Jahre vor dem Roman erschienenen Sammlung „Westfälische Gedichte“ (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow), die längst mehrere starke Auflagen erlebt hätte, wenn der Geschmack des Publikums immer das Richtige träfe. Vielleicht ist aber trotz aller Anerkennung, die dem Buche bei seinem Erscheinen gezollt wurde, weitern Kreisen kaum bekannt, welch ein Reichtum echter Poesie in ihm steckt, und ein Wort zu seiner Ehre wohl am Plage. Denn das ist ja überhaupt ein Fluch unsrer Dialektliteratur, daß sie von den Literaturhistorikern kaum beachtet wird, die sich damit begnügen, auf Groth, Reuter und noch ein paar andre niederdeutsche Dichter hinzuweisen, weil sie von den übrigen beachtenswerten Leistungen auf dem Gebiete der plattdeutschen Dichtung eben nur sehr wenig wissen. Und die berufenen Kritiker unsrer angesehenen Zeitschriften und Tagesblätter, die hier dankenswerte Vorarbeit leisten könnten, schieben neue Bücher in plattdeutscher Sprache entweder ganz beiseite oder beurteilen sie aus Mangel an eindringender Kenntnis der Sprache und ihrer von denen der hochdeutschen abweichenden Gesetze lediglich nach dem mehr oder weniger interessanten Inhalt. Der Blender heimst dann überschwengliches Lob ein, während das echte Talent, die ursprüngliche Begabung nur zu oft übersehen oder wegen der Ecken und Kanten gering eingeschätzt wird.

In den meisten Dichtungen der Sammlung Wettes blüht ein ergötzlicher Humor, aber auch die ernsten Farben des Schmerzes fehlen nicht, und ein paarmal stellt sich der westfälische Bauer selbstbewußt vor uns hin, stolz auf seine Eigenart. Der erste Teil bringt zehn Gedichte, unter denen das zierliche mit der Überschrift „Op jedweden Teewen en Spielmusikant“ sowie „Min Mäken sin Utstür“ und die „Waigenleedkes“ von ganz besonderer Schönheit sind. Der zweite Teil, „Wat de Wind vertelt“, enthält neben Gedichten viele Stücke, in denen Vers und Prosa gemischt sind. Wir freuen uns, daß der Dichter so feine Ohren hat und uns deshalb bald neckisch, bald ernst wiedererzählen konnte, was ihm der Wind, der weitgereiste und vielerfahrene, aus Natur und Menschenleben erzählt hat. Einige der zartesten Stücke erinnern mich an das Schönste in Andersens „Bilderbuch ohne Bilder“, und immer wieder gebe ich mich dem wunderbaren Zauber dieses Buches hin, dem ich in meiner Bücherei einen Ehrenplatz eingeräumt habe. Es steht bei den „Tröstern in trüben Stunden“.

Noch höher aber schätze ich des Dichters neuestes Gedichtbuch, das vor kurzem in demselben Verlage erschienen ist und zu meiner aufrichtigen Freude schon manchen begeisterten Lobredner gefunden hat. Die Sammlung „Neue Westfälische Gedichte“ könnte mit vollem Recht die Verse Theodor Storms als Motto tragen: „Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen, wozu

das Herz den vollen Schlag verwehrt.“ Da ist nichts Angequältes und Anempfundnes, nichts, das am Schreibtisch mühsam erfunden und noch mühsamer in Verse gebracht worden wäre. Bei diesem Dichter hat man immer das beglückende Gefühl: all sein Singen ist Überströmen eines reichen Innern. Und das Gefühl bleibt auch dann noch lebendig, wenn wir mit freudigem Staunen sehen, welch ein Meister der Form er ist, daß auch er die feine Künstlerhand besitzt, die Detlev von Liliencron bei Theodor Storm bewunderte:

Wohl trifft es sich, daß laut und polternd wirft
 Ein herrlich Dichterherz mit rohem Gold
 Und kann es nimmer zwingen zum Gerät;
 Ihm fehlt die Künstlerhand, dir wurde sie.

Nach wiederholter Lektüre wieder ganz im Banne des Dichters stehend, fällt es mir ungemein schwer, ruhig die Vorzüge seiner Dialektdichtung darzulegen. Ich möchte wie ein Kind, das zum Feste überreich beschenkt wurde, jubeln und jauchzen und mit lachenden Augen auf all die Herrlichkeiten hinweisen, die ich entdeckt habe, damit auch andre zu diesem Born echter, ursprünglicher Poesie eilen, um einen tiefen, tiefen Trunk zu tun.

Wegen ihrer ganz und gar aus westfälischer, echt plattdeutscher Ursprünglichkeit hervorgegangenen Eigenart, ihrer tief im westfälischen Volkstum wurzelnden Anschauungs-, Denk- und Sprechweise verdienen diese Dichtungen einer originellen, Gott und Welt mit den Augen des naiven Humoristen schauenden Persönlichkeit einen Ehrenplatz in der niederdeutschen Literatur. In hymnenartigen Gedichten verherrlicht der Dichter Mutter Natur und dringt in ihr heiligstes und tiefstes Wesen ein. Und dann erklingt die wundervollste Frühlingssymphonie in der großen Dichtung „Magister Maibag un sine Buegelschau“, der schönsten der ganzen Sammlung. Otto Ludwig sagt einmal: „Jeder, der Freude an der Schönheit der Natur empfindet, sollte, wenn es ihm möglich ist, im Freien und von einem tüchtigen Landschaftler geleitet — wenn man so sagen darf — Sehstudien machen. Wie sich der Kreis seines Wissens um das Schöne, das eine Landschaft entfalten kann, erweitert, erweitert sich der Genuß bei ihrer Beschauung. Das belehrte Auge haftet mit größerem Vergnügen auf Reizen, die das unbelehrte übersieht.“ Mit einer leisen Abänderung gilt dieser Erfahrungsatz auch von Hermann Wette. Er ist vogelsprachekundig wie der Zauberer Merlin und lehrt uns hören. Wer bei ihm Hörstudien gemacht hat, der erlauscht im Gesange der Vögel manches, was er bis dahin nicht vernahm. Mit wunderbarem Geschick hat der Dichter dem Gesange, dem Schreien und Zwitschern der Vögel reizende Texte untergelegt und die im Volksmunde lebenden mit verwoben. Im fünften Hauptstück der Geschichte des Herkules von Latop („Tost Knost“) hat Hermann Wette mit Meisterschaft dargestellt, wie Frau Liebden Mutter Natur an einem aller schönsten Maitage mit all ihren Kindern bei Rosen-, Nelken- und Fliederduft einen richtigen Schwips hat; jene tolle Liebesymphonie zum Frühlingss-

fest wird durch die köstliche Dichtung „Magister Maibag un sine Buegelschau“ aber noch weit übertroffen. Sie ist eine entzückende Perlenschnur im Schatzkästlein plattdeutscher Lyrik.

Noch in vielen andern Gedichten hat sich Wette mit feinen besondern Lieblingen, den Tieren, beschäftigt. Voll Innigkeit ist die rührende Legende vom Rotkehlchen, wehmütig stimmend die Nachdichtung von Mückerts Schwalbenlieb und voll Humor das Gedicht „De Lüninge“ mit dem köstlichen Schluß. In „Kruphöhneken“ hat Wette das Hennengegacker nach dem Legen eines Eies, dem der Volksmund freilich einen viel berberner und der Situation vortrefflich angepaßten Text unterlegt, sowie den tröstenden Ruf des Hahnes ganz originell vermietet. Von des Dichters feiner Naturbeobachtung zeugen noch viele andre Gedichte, so das feine „Flärmus“, das in der pessimistischen Grundstimmung an Wilhelm Busch erinnernde „Twee Welkes“ und das echt volkstümliche „Katt un Mus“.

Aber nicht nur die Tierwelt gab dem Dichter Stoff für seine ernsten und heitern Weisen, bei deren anheimelndem Klang man an das treffende Wort von Rudolf von Gottschall erinnert wird, der von der Mundart urteilt: „Der Dialekt hat etwas Knospenartiges, Mädchenhaftes; der nur halb erschlossene Genius der Sprache schlägt in ihm sein träumerisches Auge auf.“ Wette ist auch ein scharfer Beobachter des Menschenlebens und ein Kenner der westfälischen Sagenwelt. Es gelingen ihm düstere Balladen, wie die von „Schön Betty“, der die Mutter den giftigen Trank brauen muß, weil sie in Sünde und Schande versank, und die von dem Rächer seiner Ehre; in „Arm Katrin“ aber läßt er ein verzweifelndes Weib bei Mutter Natur Trost finden. In den Dichtungen „Här Schenkewald“, „De Smidt von Bielefeld“, „Amtmann Timphot“, „Grinken-Smidt“ u. a. behandelte Wette bekannte Sagenstoffe in durchaus eigenartiger Weise, sie mit seinem Geiste durchdringend und ihnen sogar neue, originelle Züge verleihend, und sein echt westfälischer Humor macht selbst vor der Himmelstür nicht Halt. Wahrhaft diabolisch ist das „Triumphleed von Klaonentaspers Lü, wenn se met de armen Seelen in de Höll treckt“; aber Wette schrieb auch einige religiöse Gedichte, in denen die plattdeutsche Sprache ihr altes schönes Ehrengewand trägt, sowie unter dem Titel „En Brömken plattbütske Edda“ gebiegne Sprüche voll Saft und Kraft.

Da Wette in beiden Büchern auf eine streng phonetische Wiedergabe des münsterländischen Dialekts verzichtet und für die Sprache seiner Heimat eine ganz vortreffliche, leicht lesbare Schreibweise gefunden hat, werden auch Nichtwestfalen von der Lektüre der Dichtungen einen Genuß haben, zumal da der ältern Sammlung ein Wörterverzeichnis angehängt wurde und das neue Buch zahlreiche Übersetzungen schwerverständlicher Wörter unter dem Texte bringt. Den ganzen Schönheitszauber, der in der Sprache liegt, wird freilich nur der empfinden, dem die Dichtungen von sprachkundigem Munde zu Gehör gebracht werden. Das ist ja bei allen Dialektdichtungen so, verdient aber doch erwähnt

zu werden, weil mancher, dem das geschriebne Wort beim Lesen nicht zum Klange wird, nur allzu geneigt ist, den Dichter für das Ausbleiben des Luftgeföhls verantwortlich zu machen.

Solange Dichter wie Hermann Wette bemüht bleiben, die Schönheit ihrer alten Muttersprache zu erhalten, ist es verfrüht, unsrer geliebten plattdeutschen Modersprache das Sterbelied zu singen. In dem Aschenbrödel Plattdeutsch ist eine Königin verborgen; das wird jeder freudig bekennen, der dem Sange Hermann Wettes lauscht, und mir zustimmen, wenn ich zum Schluß bemerke: Mit der niederdeutschen Sprache würde etwas Herrliches aus unserm Volksleben verschwinden; sie ist ein „Quickborn“ im wahren Sinne des Wortes.



Petra

Reiseerinnerungen aus der Hauptstadt der Nabatäer

Von Heinrich Wolfgang Crusen

Mitglied des deutsch-archäologischen Instituts in Jerusalem

2



er nächste Tag sollte uns den herrlichsten und schönsten Eindruck unsrer ganzen Reise geben, den Einzug in das eigentliche Petra durch den Siq. Es ist das eine großartige Felsenklamm, durch die sich in Windungen etwa eine halbe Stunde der Bach nach Westen zieht. Es ist wundervoll, aus dem heißen Sonnenbrand in der weiten Talsohle von Bâb-es-Siq, der durch den Reflex der weißen Sandsteinflächen noch empfindlicher wird, nun plötzlich einzutreten in diese geheimnisvolle, wasserreiche Schlucht mit ihrer erquickenden Kühle und ihrem gedämpften Licht. Nun haben wir zum erstenmal in unmittelbarer Nähe diesen herrlichen roten Sandstein, das Juwel von Petra. Etwa achtzig bis hundert Meter, so mußte ich schätzen, starren auf beiden Seiten die Felsen in die Höhe. Die Breite unten beträgt durchschnittlich drei bis fünf Meter, erweitert sich aber an manchen Stellen bis zu neun Metern, und bietet so dem Auge immer neue und reizvolle Motive und Perspektiven. Oben neigen sich bisweilen die hohen Felsen einander zu, als wollten sie sich freundschaftlich die Hand reichen, und lassen nur einen schmalen Lichtschein hindurch. Und welche herrliche Wirkungen entstehen durch das gebrochne, nur von oben einfallende Licht auf dem bunten Stein! Die Grundfarbe ist rot, aber es ist in allen Nuancen vorhanden, je nachdem das Licht auf frische Bruchstellen oder alte Verwitterungen fällt, vom zartesten, duftigsten Rosa bis zum brennenden Ziegelrot und Zinnober, bis zum glühendsten, blutigsten Purpur und bis zum ganz dunkeln, schmeren Violett, dem nur noch einige rote Töne beigemischt sind. Aber auch fast alle andern Farben sind vertreten, wenigstens wenn man gleich andre Teile von Petra mit ins Auge faßt, weiß, gelb, braun, ja sogar blau. Und das herrlichste ist, daß dieser Stein meist in einer zur Grundfarbe passenden Supplementärfarbe geädert ist. Manche Schichten sind bunt ge-